

**Zeitschrift:** Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin  
**Band:** 86 (1960)  
**Heft:** 4  
  
**Rubrik:** Der Rorschacher Trichter

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

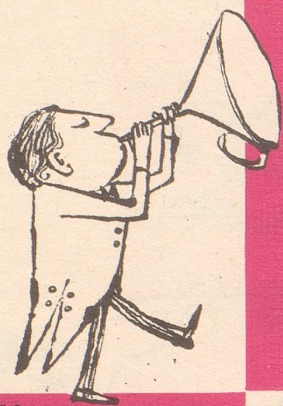
### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 14.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**





# Der Rorschacher Trichter

156

WERNER WOLLENBERGER

## Wolly's Sieben-Tage-Buch

### Mittwoch:

Nun singen sie wieder ...  
Das heisst: nun singen sie wieder ziemlich hoch.  
Unsere liebenswerten Nachbarn im Norden, die Spät-Germanen.  
Den erfreulichen Refrain einer ihrer Lieder finde ich heute im westdeutschen Nachrichten-Magazin 'Der Spiegel'.  
Das Blatt ist eine Kopie des amerikanischen 'Time'.  
Wobei zu sagen wäre, daß die Leute vom 'Spiegel' beim Kopieren einem verhängnisvollen Irrtum anheimgefallen sind. Sie verwechselten Sallappheit mit Schnoddrigkeit.  
Wo 'Time' leicht ist, ist der Spiegel leichtfertig.  
Im Stilistischen.  
In der Information.  
Und vor allem in der Haltung.  
Also:  
Da schreibt ein gewisser Moritz Pfeil über die Hakenkreuz-Epidemie, deren Ansteckungsherd in Köln liegt und deren virulente Viren inzwischen über sämtliche Halbstarken der Welt gekommen sind.  
Er schreibt mit einiger Schärfe, der Moritz Pfeil und er verurteilt sogar mit lobenswertem Nachdruck.  
Das wäre ihm als Plus-Punkt zu buchen.  
Aber: da ist ein Satz, den mag ich kaum bis nicht, denn es ist ein hochdeutscher Satz, der einen schweizerdeutschen 'Satz' über Anstand, Takt und Gerechtigkeit macht.  
In der Phrase behauptet Herr Pfeil nämlich, was sich da in Deutschland an Schmierereien tue, sei zwar ungut, aber doch gar wenig gravierend im Vergleich zu den Geschehnissen in algerischen Lagern und im Süden der USA.  
Mit anderen Worten: Moritz Pfeil behauptet, die Folterungen algerischer Partisanen und die Verfolgungen amerikanischer Neger seien schlimmer als die Sudeleien in Deutschland.  
Hat er damit – objektiv betrachtet – recht?  
Er hat!  
Nur: er darf's nicht sagen.  
Kein Deutscher darf das sagen.

Kein Angehöriger jenes Volkes, das vor knapp fünfzehn Jahren noch den gewaltigsten Rückfall in die Barbarei erlebt hat, darf das sagen.  
Jeder Deutsche soll – meinerwegen – empört sein über das, was Herr de Gaulle als nicht unter seiner Menschenwürde stehend empfindet.  
Jeder Deutsche – von mir aus – soll Mitleid mit den armen Negern von Carolina und Louisiana haben.  
Aber: er soll das Unrecht anderer nicht benutzen um das Verbrechen, das im eigenen Lande geschieht, zu bagatellisieren.  
Folterungen in Algerien und Rassen-Diskrimination in den USA gehen ihn einen feuchten Kehrriech an solange es unter seinem Volke Idioten und Verbrecher gibt.  
Das heisst: falls er die Absicht hat, Relationen herzustellen, die für ihn selbst noch relativ schmeichelhaft ausfallen.  
Schlimm ist das Unrecht der anderen.  
Und vielleicht ist es sogar schlimmer.  
Aber das hindert nicht daran, daß das Unrecht, das unter unseren Augen, in unserer Nähe, geschieht, am schlimmsten sei!

### Donnerstag:

Eine kleine Notiz in den Zeitungen: Präsident Eisenhower hat Ministerpräsident Nikita Chruschtschew ein paar Geschenke gemacht.  
Drei Kälber und einen Ochsen.  
Ich überlege: warum schenken wir immer nur Uhren?  
Wir hätten doch soooo viele Kälber und Ochsen, die wir nicht mehr unbedingt nötig haben.  
Zum Beispiel ...  
Sie haben sich zu früh gefreut! Ich nenne keine Namen!  
So ein Kalb bin ich wirklich nicht!

### Freitag:

Unsere Television ...  
Sie hat in letzter Zeit ziemlich viel von sich reden gemacht.  
Die Basler wollten sie unbedingt haben.  
Die Zürcher aber auch.  
Und dann hat sie der Wahlen denen an der Limmat zugesprochen. Und dann waren die am Rhein böse.  
Und dann haben sie protestiert.  
Die Basler.  
Und deshalb wird unsere Television

in der nächsten Zeit noch ziemlich von sich reden machen.  
Die Zürcher werden Geld für Studio-Neubauten offerieren.  
Die Basler werden noch etwas mehr Geld offerieren.  
Die Zürcher werden überbieten.  
Die Basler wiederum.  
Undsoweiter, undsofort, siehe oben, etcetera ...  
Nur: für das Programm offeriert niemand Geld.  
Für Studios läßt sich einiges aufbringen.  
Für Sendungen nichts.  
Das Resultat?  
Die Mitarbeiter werden nach wie vor mit besseren Hunger-Löhnen abgespeist.  
Die freien Mitarbeiter arbeiten weiterhin nur aus Idealismus mit.  
Die Budgets werden gekürzt. Für unterhaltende Sendungen etwa ist immer weniger Geld da.  
Ihre Dauer wird beschnitten, ihre Anzahl beschränkt.  
Und die armen Leute, die an der Television Programme zu gestalten haben, dürfen sich überhaupt nicht mehr fragen: ist das eine gute Sendung? Sie dürfen nur noch fragen: ist sie billig genug?  
Mit anderen Worten: unser Televisions-Programm muß erst in zweiter Linie gut sein. In erster Linie hat es erschwänglich zu sein.  
Es ist einfach läppisch: wenn es darum geht, das Prestige einer Stadt oder eines Kantones zu wahren, dann hat man Geld.  
Geht es aber darum, das geistige, kulturelle und künstlerische Gesicht des ganzen Landes zu wahren, dann macht man sich zu einem längeren Spaziergang auf dem Armen-Weg auf.  
Ich habe den Baslern keine Vorschläge zu unterbreiten.  
Aber wenn ich ihnen einen Rat geben darf, dann ist es dieser:  
Geht hin, verlangt drei Sendestunden pro Woche oder meinerwegen verlangt auch einen ganzen Basler Sendetag und verwendet das Geld, das Ihr für ein Studio ausgeben wolltet, um einen baslerischen Beitrag zum schweizerischen Televisions-Programm zu liefern, und zwar einen der sich gewaschen hat! Ihr tut mehr für Euer Prestige als Ihr – was die Television anbetrifft – je mit der Belastung eines finanziell unterentwickelten ständigen Exklusiv-Studios und Sendebetriebs in Basel tun könntet!

### Samstag:

Wädenswil ...  
Ein freundliches Dorf mit freundlichen Menschen.  
Obendrein mit einem großartigen Restaurant, dessen Name ich verschweige, weil ich egoistischer Natur bin und nicht möchte, daß ich demnächst keinen Platz mehr in der verräucherten Gaststube der Eich...  
Pardon, um ein Haar wäre es mir herausgerutscht.  
Also:  
In Wädenswil spielen sie wieder einmal Theater.  
Die Freunde des Volks-Theaters

Wädenswil, aufgeschlossene Laien-Spieler, tun es.  
Es lohnt sich hinzufahren.  
In allererster Linie um der Stückwahl willen.  
Diesmal, nämlich, führen sie zwei Einakter auf.  
Es beginnt mit 'Glückliche Reise' von Thornton Wilder.  
Jawohl, Sie haben richtig gehört: die Wädenswiler spielen einen Einakter des amerikanischen Dichters Thornton Wilder.  
Wenn Sie meine unmaßgebliche Meinung haben wollen: des größten amerikanischen Dichters.  
Sie spielen also etwas, das sogar moderne Schauspielhäuser mit städtischen Subventionen nur sporadisch spielen, sie spielen etwas Modernes.  
Keinen verstaubten Klassiker, kein krachledernes Volksstück.  
Eine heutige Dichtung.  
Daß sie es nicht in letzter Perfektion tun, daß ihnen das Hochdeutsche Mühe macht, daß sie mehr guten Willen als gutes Können zeigen, ist unerheblich.  
Die Tatsache, daß sie den Mut haben, ein Stück in dem nichts, aber auch gar nichts geschieht, aufzuführen, ist ...  
Habe ich gesagt: es geschieht nichts.  
Das ist nicht wahr.  
Es geschieht – um zu präzisieren – im landläufigen Sinne nichts.  
Es gibt keinen Mord, keine Liebesgeschichte, keine tragische Verwicklung, keine konventionelle Spannung.  
Es gibt nur vier Mitglieder einer amerikanischen Durchschnittsfamilie, die sich einen freien Tag machen und die verheiratete Schwester (oder: Tochter) in einer anderen Stadt besuchen.



Worauf es ankommt?...

Was die Spanierin rassig macht, das wissen Sie: gute, volle Figur undso, die Mantilla, die Kastagnetten. Was das Fondue rassig macht, das wissen Sie sicherauch: Den Caquelon mit einer Knoblauchzehe ausreiben, etwas Muskatnuss dazuraspeln und zum Schluss zwei drei kräftige Prisen aus Ihrer Pfeffermühle über das brodelnde Fondue. Lebenskünstler genießen jede Woche ihr Fondue, denn:  
**Fondue** isch guet und git e gueti Luune!





Nur das gibt es.  
Und noch etwas: Geburt, Heirat,  
Tod, Freude, Trauer, Glaube, Hoff-  
nung, Liebe, Humor, Gott, Streit,  
Hunger, Zorn, Langeweile.  
Das Leben gibt es.

Das ganze.  
Ein sehr großes Bravo den Leuten  
von Wädenswil.

Und ein zweites Bravo für das  
zweite Stück: «Schreie in der Nacht».  
Das ist ein Hauptpaß.

Eine Parodie auf jene «Volksstücke»,  
die in Wädenswil nicht gespielt wer-  
den.

César Keiser hat den freundlichen  
Jux, durch den sich vertrottelte  
Grafen, ungorische Geiger, ehrbare  
Zofen, Gespenster und sämtliche  
Klischees der Frau Courths-Mahler  
tummeln, geschickt bearbeitet und  
lustig auf die Bühne gestellt.

Mit gelegentlich übertriebener Freu-  
de am Grotesken, aber doch immer  
mit viel Geschmack und Sinn für  
Komisches.

Ein Sonderlob dem Bühnenbildner:  
was der da an ernstgemeinten Bü-  
schen, Bergen, Gobelins, Ritter-  
Rüstungen und Park-Landschaften  
zusammengetragen hat, das ist  
zwerchfellerschütternd an sich.

Und das höchste Lob den Darstel-  
lern, denen in diesem Stück gar  
nichts mehr Dilettantisches anhaf-  
tet, weil sie den Mut haben, Dilettan-  
ten-Theater zu spielen.

#### Sonntag:

Ich höre, daß die vier neuen Bun-  
desräte Schwierigkeiten haben, in  
Bern geeignete Wohnungen zu fin-  
den.

Das ist beunruhigend.

Ich meine im Hinblick auf die näch-  
sten Bundesratswahlen.

Bislang mußte ein Bundesratskandi-  
dat Besitzer des richtigen Partei-  
buches, des richtigen Heimatschei-  
nes und der richtigen Richtung sein.  
Jetzt muß er auch noch Besitzer  
einer Wohnung in Bern sein.

Ob das nicht ein bißchen viel auf  
einmal ist?

Auch Bundesräte sind nur Men-  
schen!

#### Montag:

Der Redaktor einer Studentenzeit-  
schrift kreuzt auf.

Er möchte einen Beitrag haben.

Das Thema – sehr allgemein und  
etwas profillos – «Moderne Litera-  
tur».

Wir kommen ins Gespräch und der  
junge Mann beginnt plötzlich zu  
klagen.

Es ist ein nicht besonders neues  
Klagelied, aber es lohnt sich, ein-  
mal zu vermerken, was da gesun-  
gen wird.

Also:

Unsere Universitäten heißen nur  
noch so.

Aber: universell sind sie überhaupt  
nicht mehr.

Es geht nur noch darum, daß den  
Studenten möglichst rasch das not-  
wendige Fachwissen eingetrichtert  
wird.

Möglichst schnell möglichst viel  
Lehrstoff.

Mit anderen Worten: man bildet  
sie nicht mehr, man bildet sie nur  
noch aus.

Zu Lehrern, Ingenieuren, Chemi-  
kern, Aerzten, Juristen.

Man vermittelt ihnen die Möglich-  
keit, einen Beruf zu ergreifen. Ah-  
nungen von den Möglichkeiten des  
Geistes vermittelt man ihnen nicht  
mehr.

Wenn sie das Ausbildungszentrum  
namens Hochschule verlassen, besit-  
zen sie nur spezielle, aber keine uni-  
versellen Kenntnisse.

Wahrscheinlich macht sie das ra-  
scher reich.

Aber uns alle macht es auf die  
Dauer ärmer ...

#### Dienstag:

Film angesehen: «Hast noch der  
Söhne ja?»

Sehr gut geheitztes Kino.



Darf  
ich  
vorstellen  
?

Soll ich oder soll ich nicht?

Die Sache hat insofern einen klei-  
nen Haken, als ich an der Vorstel-  
lung, die ich Ihnen heute vorstellen  
möchte, selbst mitgearbeitet habe.  
Immerhin: mein Beitrag ist sehr  
minim und es ginge auch ohne ihn.  
Also wage ich es trotzdem, Ihnen  
ein Cabaret-Programm zu präsen-  
tieren.

Sein Name: «Uf schiefer Ebeni.»

Die Mitwirkenden: Voli Geiler und  
Walter Morath.

Man kennt sie. Man braucht sie  
nicht mehr weiter vorzustellen.

Man kann sich auch ohne solche  
Vorstellung etwas unter ihnen vor-  
stellen.

Sie sind ein Begriff.

Trotzdem wäre gerade auf dieses  
neueste Programm, mit dem die  
beiden soeben eine kleine Schweizer  
Reise angetreten haben, mit eini-  
gem Nachdruck hinzuweisen.

Warum?

Nun, vielleicht haben Sie eines der  
letzten Programme gesehen.

Und vielleicht passierte Ihnen et-  
was Ähnliches wie mir: Sie fanden  
sie zu überzüchtet, zu verspielt, zu

artistisch nur um der Artistik wil-  
len.

Es kam Ihnen eventuell auch so  
vor, als seien die beiden Cabaret-  
tisten im Begriffe nur noch dem  
Namen nach Cabarettisten zu sein.  
Auch Sie hatten vielleicht das Ge-  
fühl, hier werde eine Abkehr vom  
Cabaret und eine Annäherung an die  
oberflächlichere, schwergewichtslose  
und mitunter nichtige Revue voll-  
zogen.

Das hatte etwas.

Voli und Walti, verleitet von einem  
immensen und erstaunlichen Kön-  
nen, waren im Begriffe, dem Ca-  
baret und dem Cabarettistischen  
den Tanzschuh ins verlängerte Rück-  
grat zu geben.

In diesem Programm beweisen sie  
indessen, daß ihnen die Liebe zum  
Cabaret, zum Anliegen, zur Aus-  
sage, zur Gesinnungs-Demonstra-  
tion, zur Zeit- und Gesellschafts-  
Kritik geblieben ist.

Sie sind wieder ganz die Alten.

Sie erinnern mich wieder sehr an  
die beiden begeisterten jungen Ca-  
baretisten, für die ich vor zwölf  
Jahren meine ersten Chansons  
schrieb.

Im Gegensatz zu gewissen Vorgän-  
gern kommt dieses Programm ohne  
großen Aufwand an Kostümen,  
Tanzschritten und Revue-Gesten  
aus.

Dafür gibt es ein paar darstelleri-  
sche Meister-Leistungen.

Es beginnt mit Morath und zwar  
gleich wenn es beginnt.

Da erscheint er, ein Glas Wein nip-  
pend und so eben einmal vor sich  
hinplaudernd. Nichts ist dick, nichts  
ist aufgesetzt. Die Bosheiten fallen  
federleicht von seinen Lippen. Die  
Frechheiten kullern mühelos ins  
Parkett. Zynismen gehen ihm lä-  
chelnd von der Zunge.

Und zwischendurch biedert er sich  
mit einem versöhnlichen «Prost»  
wieder an.

Das ist schlechthin hervorragend.

Junge Cabarettisten sollten sich  
das reihenweise ansehen und junge  
Schauspieler desgleichen. Es ersparte  
ihnen eventuell fünf teure und  
langweilige Stunden an Bühnen-  
Studios zweifelhaften Wertes.

Später stellt Morath noch einen  
halbseidenen Herrn auf die Brett-  
chen, und auch wie er das tut, ist  
bewundernswert. Das ist kein Falsch-  
gewickelter, wie ihn sich der kleine  
Moritz vorstellt. Der besteht nicht  
nur aus Bauchtänzer-Bewegungen  
und knieweichen Drehungen. Der  
ist nur angetönt und deshalb stimmt

er und deshalb bleibt er auch im  
Rahmen des Appetitlichen. Deshalb  
auch wird er nicht zur ekelhaften  
Nachahmung eines Gebrechlichen,  
sondern zu einer Studie in Mensch-  
lichkeit.

Dann noch vier Diplomaten, ein  
Russe, ein Amerikaner, ein Engländer  
und ein Franzose.

Auch sie hervorragend.

Die Geiler, wollte mir scheinen,  
kommt in diesem Programm nicht  
ganz so gut weg wie auch schon,  
aber vielleicht ist gerade deshalb  
dieses Programm so gut.

Immerhin: auch sie bietet ein paar  
Momente der Cabaret-Schauspiel-  
Kunst, die man ins Merkbuch sei-  
nes Gedächtnisses für lange ein-  
trägt, sie zum Maßstabe cabaret-  
tistischer Darstellungs-Kunst ma-  
chend.

Am liebsten war mir eine kleine  
Conference: sie putzt vom Smoking  
ihres Gatten einen Bankett-Fleck.  
Und telefoniert dabei ein bißchen  
und räsoniert und philosophiert vor  
sich hin. Und das alles macht sie  
sehr leise, mit einer sehr diskreten,  
aber nicht minder erschütternden  
Komik.

In dieser kleinen Rand-Nummer  
(und auch in einer zweiten) schwin-  
gen auf einmal unvernommene Töne  
mit – Herztöne.

Umwurfend wie immer die «Auf-  
geklärte», die diesmal über Satel-  
liten, Frau Chruschtschew, den  
«Blick» und die SBB Bescheid weiß  
und auch nicht eine Minute lang  
zögert, dieses Wissen preiszugeben.  
In dieser Nummer von Roman  
Brodmann findet sich übrigens auch  
das schönste Bonmot der Vorstel-  
lung.

Es heißt da nämlich, das einzige,  
was bei der SBB noch herauschaue,  
seien die Passagiere.

Ich habe furchtbar gelacht, obwohl  
ich ganz besonders neidisch auf den  
Fund war.

Ein Rat: schauen Sie sich dieses  
Programm an, wenn Sie Cabaret  
gerne haben. Es widerlegt das ganze  
dumme Gerede von Cabaret-Krise,  
von helvetischem Stoff-Mangel und  
von der Unmöglichkeit, in einem  
wohlstands-verwahrlosten Lande  
humoristische Kritik zu üben und  
verweist es dorthin, wo es hinge-  
hört: in den Mund der resignierten  
Cabarettisten.

